Wohnstift Karlsruhe

ResidenzJournal

Ausgabe 53

Oktober - November - Dezember

2022

Liebe Leserin, lieber Leser,

es ist mittlerweile schon fast Tradition, dass wir Ihnen an dieser Stelle einige Zahlen und Fakten aus dem Jahresabschluss des Jahres 2021 des Wohnstift Karlsruhe e.V. zur Kenntnis bringen. Alle Jahresabschlusszahlen beziehen sich in der Regel auf den Stichtag 31.12.2021.

Der Verein Wohnstift Karlsruhe hat derzeit 27 Mitglieder. Der Vorstand des Vereins wurde zuletzt im Juni 2022 neu gewählt. Er besteht aus 8 Personen. Vorsitzender ist wie bisher Heinz Fenrich, Stellvertreter ist Dr. Thomas Müller. Weitere gewählte Vorstandsmitglieder sind Petra Becker (Schriftführerin), Elke Ernemann, Ralph Ganz (Schatzmeister), Gerd Hurst, Martin Kirsch und Josef Seekircher. Ehrenvorsitzender ist Prof. Dr. Gerhard Seiler.

Im Berichtsjahr haben drei reguläre Vorstandssitzungen und eine Mitgliederversammlung stattgefunden. Die Schwerpunkte der Beratungen in den Gremien lagen auf der Bewältigung der Auswirkungen der Corona-Pandemie, den anstehenden Großinvestitionen in der Residenz Rüppurr (Neubau Außenaufzüge und Umbau der Pflegestation) sowie in erster Linie der wirtschaftlichen Führung des Vereins.

Geschäftsführer des Vereins ist seit 01.06.2019 Wolfgang Pflüger. Stellvertreter ist Christoph Zajontz-Wittek.

Beim Verein Wohnstift Karlsruhe waren zum Jahresende insgesamt 396 Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter beschäftigt bei rd. 590 Bewohnern in den Residenzen. D.h., rechnerisch haben wir je Bewohner knapp 0,67 Mitarbeiter, ein vergleichsweise weit überdurchschnittliches Betreuungsverhältnis, das natürlich auch seinen Preis hat. Über 56% oder 12,3 Mio. € der Betriebskosten entfallen nur auf das Personal. Deshalb sind Tariflohnsteigerungen auch immer der bestimmende Maßstab bei Pensionspreis- oder Pflegekostenerhöhungen.

In der Residenz Rüppurr wohnten in den Appartements 333 Personen, davon 218 Frauen und 115 Männer. Das Durchschnittsalter liegt bei 86,6 Jahren. Die meisten Bewohnerinnen und Bewohner, und zwar 201, sind zwischen 80 und 90 Jahre alt. Aber 42 sind jünger als 80 Jahre alt. 50 Bewohnerinnen und Bewohner leben seit mehr als 10 Jahren in der Residenz Rüppurr, darunter 3, die schon mehr als 20 Jahre bei uns wohnen. Im vergangenen Jahr sind 41 Personen mit einem Durchschnittsalter von 82,2 Jahren neu eingezogen. Am Jahresende waren rund 91,4 % der Appartements vermietet.

In der FächerResidenz wohnten in den Appartements 208 Personen, davon 141 Frauen und 67 Männer. Das Durchschnittsalter beträgt 84,8 Jahre. Die meisten Bewohnerinnen und Bewohner, und zwar 124, sind zwischen 80 und 90 Jahre alt. 39 Mieter sind jünger als 80 Jahre 43 Bewohnerinnen und Bewohner leben seit mehr als 10 Jahren in der FächerResidenz. Im vergangenen Jahr sind 27 Personen mit einem Durchschnittsalter von 82,2 Jahren neu eingezogen. Am Jahresende waren rd. 98,4 % der Appartements vermietet.

In beiden Residenzen wurden sogenannte „Pflegehotels“ angeboten, d.h. vollständig möblierte Appartements incl. Pflegebetten. Zielgruppe für das Pflegehotel sind Personen, die aus einem Krankenhausaufenthalt nach Hause entlassen werden. Im Pflegehotel erhalten diese alle notwendigen hauswirtschaftlichen Leistungen sowie Vollpension. Sie leben in einer geschmackvoll eingerichteten Wohnung und können bei Bedarf pflegerisch vom hauseigenen ambulanten Pflegedienst versorgt werden. Diese Möglichkeit wurde in beiden Residenzen gut nachgefragt.

Kulturelle, musikalische wie auch politische und literarische Veranstaltungen konnten im Berichtsjahr coronabedingt erneut nur sehr eingeschränkt angeboten werden. Ausflüge wie in den Vorjahren konnten auch 2021 nicht durchgeführt werden. Auch die gewohnten jahreszeitlichen Feste wie Sommerfest, Oktoberfest und die Weihnachtsfeier mussten leider ausfallen.

Besonders erwähnenswert ist die hohe Qualität der Pflege in den stationären Pflegeeinrichtungen. Die Fachkraftquote liegt in der Regel 20% über der gesetzlich geforderten Mindestausstattung von 50% und die Mitarbeiterzahl durchschnittlich 20 % über dem mit den Pflegekassen vereinbarten Personalschlüssel. Die jährlichen Qualitätsprüfungen durch den medizinischen Dienst der Krankenkassen bescheinigten beiden stationären Pflegeabteilungen ein sehr gutes Ergebnis.

Das Wohnstift hat seit 1997 seinen eigenen ambulanten Dienst (AHD). Dieser begann seinerzeit mit den vorgeschriebenen drei Vollzeitstellen. Stand 31.12.2021 waren nun 69 Mitarbeitende auf 60,3 Vollzeitstellen beschäftigt. In beiden Residenzen fanden im Berichtsjahr durch den AHD rund 170.000 Hausbesuche statt. In vielen Fällen wurde durch die Tätigkeit des ambulanten Dienstes ein Umzug in den Wohnbereich Pflege vermieden. Im Monat Dezember 2021 wurden in beiden Residenzen insgesamt 179 Bewohner in ihrem Appartement vom AHD behandelt und gepflegt. Die Pflegequalität des ambulanten Dienstes wurde durch den Medizinischen Dienst der Krankenkassen (MDK) am 02.12.2021 geprüft und mit dem Ergebnis 1,0 - sehr gut- bewertet.

Durch ständige Bau-, Instandhaltungs- und Renovierungsarbeiten (2021 rd. 2,065 Mio. €) wird gewährleistet, dass immer ein repräsentativer, aber auch hoher technischer Standard unserer Residenzen vorgewiesen werden kann. Nachfolgend die größten Maßnahmen der Residenz Rüppurr (RR) und der FächerResidenz (FR):

- Baubeginn für drei zusätzliche Außenaufzüge (zusätzlicher Rettungsweg) (RR)
- Ertüchtigung der vorhandenen Aufzüge (neue Bremsanlage, Notfallstopp) (RR)
- Sanierung des 2. OG der Pflegestation für bis zu 10 zusätzliche Betten (RR)
- Erneuerung der Telefonanlage (FR)
- Umstellung der Notbeleuchtung auf LED-Technik (RR und FR)
- Weitere Umstellung der Beleuchtung auf langlebige und stromsparende LED in den öffentlichen Bereichen und Treppenhäusern (RR und FR)
- Erweiterung der Software für Dokumentation und Abrechnung (RR und FR)

Zur Sicherung der hohen Qualität treffen sich die verantwortlichen Mitarbeiter unter Leitung der Geschäftsführung bzw. der Hauptabteilungsleiter regelmäßig zu Besprechungen und Qualitätszirkeln. Zudem nimmt der Geschäftsführer regelmäßig an den Sitzungen der von den Bewohnern gewählten Beiräte teil. Bis heute tagt ein Krisenstab, um die Auswirkungen der Corona-Pandemie zu bewerten und Maßnahmen zum Schutz der Bewohner und Mitarbeiter zu treffen.

In diesem Sinne grüßt Sie Ihr

Wolfgang Pflüger
Direktor

* * *

Aus dem Badischen: 200 Jahre Ständehaus

Am 4. November 1822 übergab der damalige badische Großherzog Ludwig das neu errichtete Parlamentsgebäude, das Ständehaus, dem badischen Parlament. An dieses Ereignis erinnert ein Festakt mit der Landtagspräsidentin Muhterem Aras. Aus gutem Grund hält sie die Festrede, residiert sie doch als baden-württembergische Landtagspräsidentin im Landtagsgebäude in Stuttgart, das durch die Vereinigung der beiden Länder das Erbe sowohl des badischen Parlaments wie auch des Gebäudes angetreten hat, in dem es über 100 Jahre untergebracht war und ein Stück deutsche Demokratiegeschichte schrieb.

Dieses Datum ist deswegen bedeutungsvoll und wird besonders gewürdigt, weil es sich bei dem badischen Ständehaus um das erste Ge-

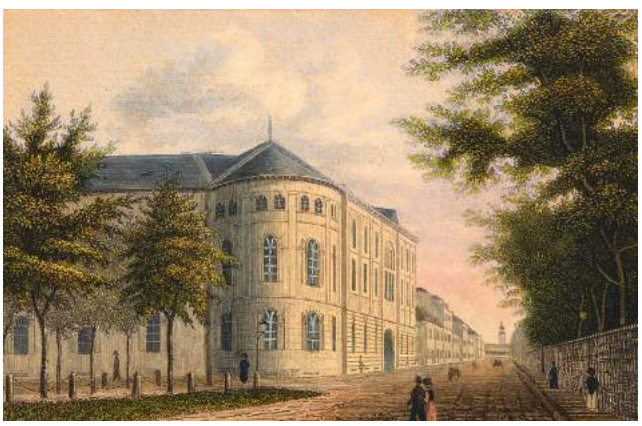
Neues Ständehaus
© Martin Dürrschnabel - Wikipedia CC BY-SA 2.5

bäude in Deutschland handelt, nicht nur in Süddeutschland, das für ein Parlament konzipiert und gebaut wurde – eine Tatsache, auf die Karlsruhe und Baden besonders stolz sein dürfen, insbesondere, wenn man liest, was der badische Pfarrer, Dichter und Parlamentsabge-

ordnete Heinrich Hansjakob in seinen Erinnerungen über die Zustände in anderen Ländern schreibt: „Und in der Tat, von allen süddeutschen Kammern ist die badische äußerlich entschieden die hervorragendste. Die Königreiche Bayern und Württemberg haben, wie ich mich schon selbst überzeugt, ganz armselige Zelte für die Vertreter des Volkes aufgeschlagen."
Wie war es zu diesem Parlamentsgebäude gekommen? Aufgrund der Bestimmungen des Wiener Kongresses von 1815 war nach dem Sturz Napoleons der Deutsche Bund gegründet worden und seinen Mitgliedern, darunter das Großherzogtum Baden, wurde auferlegt, Verfassungen zu erlassen. Großherzog Carl hatte 1818 noch kurz vor seinem Tod eine Verfassung unterschrieben, die in ihrer Zeit als die fortschrittlichste galt. Der Landtag, also das Parlament, bestand aus zwei Kammern, der ersten, deren Mitglieder durch Geburt oder Amt feststanden und der II. Kammer mit den Volksvertretern, deren Mitglieder über Wahlmänner vom Volk gewählt worden waren. Die Wahlberechtigten – wahlberechtigt waren damals nur Männer - mussten lediglich älter als 25 Jahre und ortsansässig sein.

Für die erste Sitzung des Landtages am 22. April 1819, stellte Großherzog Ludwig den Turmflügel des Schlosses zur Verfügung, doch dieser Notbehelf bewährte sich nicht. Die Sitzung wurde vertagt und fand 1820 ihre Fortsetzung in getrennten Räumen; die I. Kammer blieb im Schloss, die II. Kammer musste Räume am Rondellplatz und im Gasthof zum Bären anmieten. Ein Zustand, der als unhaltbar angesehen wurde.

Im August 1820 plädierte deshalb Militärbaudirektor Friedrich Arnold, ein entfernter Cousin und Schüler Friedrich Weinbrenners, in einem Gutachten für einen Neubau. Er schlug zwar seinen Verwandten als Baumeister vor, ließ allerdings auch sein eigenes Interesse an dieser Tätigkeit durchblicken. Die Diskussion des Gutachtens in der Ständeversammlung war heftig, insbesondere stießen sich die Abgeordneten am Preis von etwa 60 000 Gulden. Schließlich siegte die Ansicht des Abgeordneten Ludwig von Liebenstein, der bemerkte, dass die Abgeordneten die Verfassung nicht wert seien, wenn sie das Geld für die „steinerne Urkunde" nicht aufbrächten.
Weinbrenner bekam den Auftrag, man fand zwischen Ritter- und Herrenstraße gegenüber der Stephanskirche ein geeignetes Grundstück (dessen Kauf den Gesamtpreis allerdings massiv erhöhte). Am 16. Oktober 1820 fand die feierliche Grundsteinlegung statt, wobei Prälat Johann Peter Hebel die Festrede hielt. Die Fertigstellung ging allerdings dann nicht reibungslos ab. Als das Gebäude etwa bis zur Sockelhöhe durchgeführt worden war, wurde zum Ärger Weinbrenners die Bauausführung an Arnold übertragen, der einige Änderungen sowohl an der Fassade wie auch in der Innenausstattung vornahm. Und schon damals gab es Unmut wegen der Kostensteigerung, denn zum Schluss mussten 120 000 Gulden ausgegeben werden. Mehr als die Vorwürfe wegen der Kostenüberschreitung, an denen er unschuldig war, kränkte es Arnold, dass seine Leistung, in so kurzer Zeit fristgerecht ein so beindruckendes Bauwerk fertiggestellt zu haben, nicht gewürdigt wurde; auch fand sich kein Wort der Anerkennung über das Gebäude als solches.



Ständehaus um 1840 © Stadtarchiv Karlsruhe 8/PBS oXIVa 1241

Wie auch immer, am 4. November 1822 fand die Übergabe des Gebäudes an das Parlament statt, und es tagte zum ersten Mal in seiner neuen Umgebung. Wie gut das Haus trotz mangelnder Erfahrung geplant war, zeigt sich daran, dass in der Folgezeit nur wenige Änderungen vorgenommen wurden. Eine dieser Änderungen betraf die Umgestaltung des Saales der I. Kammer durch Heinrich Hübsch, der die Halle zum Garten hin erweiterte, eine andere um 1900 die Angliederung eines Erweiterungsbaus in der Ritterstraße (das heutige Arbeitsgericht).

Viel wichtiger als die äußere Gestaltung des Gebäudes war jedoch sein ideeller Wert und seine Bedeutung für die Entwicklung der Demokratie in den deutschen Staaten. So schreibt der Historiker Franz Schnabel: „Ganz Deutschland blickte nach dem Ständehaus in Karlsruhe, wo die umjubelten Volksführer die Frage nach Einheit und Freiheit zum ersten Mal öffentlich erörterten. Auf der Tribüne drängten sich die Zuschauer, die von weither angereist waren. Und die fremden Diplomaten berichteten eingehend nach Hause von dem ungewohnten Schauspiel einer öffentlichen ständischen Versammlung in Deutschland. Die

badischen Landtage wurden zu einer eigentlichen Schule des vormärzlichen Liberalismus". Die Verfassungskämpfe und Debatten im badischen Ständehaus standen oft stellvertretend für diejenigen im nicht vorhandenen deutschen Parlament. Debatten über Pressefreiheit, Eigentumsrechte, Strafrecht und Strafprozessordnung, Zollverein, Industrialisierung und soziale Fragen, staatlicher Eisenbahnbau und so weiter – all diese Themen gehören ebenso zur Demokratiegeschichte wie die Namen der Abgeordneten, die weit über Baden hinaus höchstes Ansehen genossen.

Nach der Revolution von 1848/49 und nachdem Baden ein Bestandteil des Wilhelminischen Kaiserreichs geworden war, blieb bei allen Auseinandersetzungen zwischen den inzwischen entstandenen Parteien der Ruf des Badischen Parlaments als eines Ortes der harten, aber fairen Auseinandersetzungen erhalten. Das blieb auch so nach dem Zusammenbruch der Monarchie, denn das Parlament - nunmehr als badisches Landesparlament – genoss einen guten Ruf als Ort der demokratischen und verhältnismäßig liberalen Auseinandersetzungen. Das zentral gelegene, eindrucksvolle Parlamentsgebäude gab dafür jahrelang den bestmöglichen Rahmen.

Das Ende dieser liberalen Tradition kam mit dem Nationalsozialismus. Mit der Absetzung des Staatspräsidenten Dr. Josef Schmitt durch den Gauleiter Robert Wagner am 11. März 1933 endete die parlamentarische Funktion des Ständehauses. Das Parlament löste sich selbst auf und mit der Aufhebung der Staatlichkeit der Länder im Jahr 1934 beherbergte das älteste deutsche Parlamentsgebäude nationalsozialistische Verwaltungsstellen. Bei dem Bombenangriff auf Karlsruhe am 27. September 1944 sank es in Schutt und Asche, lediglich die Außenmauern hielten Stand und blieben erhalten.

Das eigentliche Trauerspiel sollte erst noch folgen. Zwar wurde das Gebäude in der unmittelbaren Nachkriegszeit durch Sicherungsmaßnahmen vor dem weiteren Verfall bewahrt. Der Versuch der Stadt Karlsruhe, das Gelände zu erwerben, scheiterte aber daran, dass sie sich nicht in der Lage sah, das Gebäude wieder aufzubauen. Das Land Baden-Württemberg, dem das Gelände als Rechtsnachfolgerin gehörte, erkannte seinen architektonischen, kulturellen und geschichtlichen Erinnerungswert an, sah aber „kein Raumbedürfnis, das einen Wiederaufbau notwendig machen" würde. Ein Teilgrundstück war ohnehin an die Pfarrei St. Stephan verkauft und als Pfarrzentrum überbaut worden. Aufgrund eines Bebauungsplans von 1951, der jedoch erst 1958 in Kraft trat, führte die Stadt Verhandlungen mit dem Land, weil sie einen Parkplatz errichten wollte. Und schließlich war die Ruine 1961 so baufällig geworden, dass der Bauvergabe-Ausschuss der Stadt am 3. Oktober 1961 die Abrissarbeiten anordnete.

Die Ständehausruine kurz vor dem Abbruch im November 1961
© Stadtarchiv Karlsruhe 8/BA Schlesiger A8b/107/2mi

Umsonst war in einem Artikel der Badischen Neuesten Nachrichten vom 11. Dezember 1961 geklagt worden, dass das Parlament zerstört werde, in dem Hebel und Thoma, Bassermann und Welcker, Buß und Rotteck, Mittermaier und Hansjakob, Schofer, Hellpach und Marum gewirkt hatten und zudem das Gebäude, in dem der parlamentarische Liberalismus seinen deutschen Anfang genommen habe, die erste sozialpolitische Rede gehalten und das erste christlich-soziale Programm entwickelt worden waren. Umsonst wartete man auf einen Protest des Parlamentspräsidenten in Stuttgart, oder/ und einen Einspruch des Bundestagspräsidenten. Es fühlte sich niemand zuständig, die Abrissbirne siegte. Weder von der Stadt Karlsruhe noch vom Land Baden-Württemberg gab es Verständnis für ein Gebäude, das wie kein anderes als Erinnerungsstätte und Meilenstein der Demokratie in Deutschland geeignet war.
Seit 1992 steht an der Stelle des Ständehauses das „Neue Ständehaus" mit der Stadtbibliothek und der „Gedenkstätte an die badische Demokratiegeschichte", als Bonsai-Replikat des ursprünglichen Ständehauses. Der moderne Betonbau lehnt sich mit seiner Eckrotunde an die des Ständehauses an und bietet einen inzwischen in die Jahre gekommenen digitalen Überblick über das Ständehaus und die badische Demokratie mit dem optischen Schwerpunkt der Revolution von 1848/49. Hans-Peter Becht brachte sein zweibändiges Standardwerk heraus „Handbuch der badischen Ständeversammlung und des Badischen Landtags 1819 – 1933". Vergessen ist das Ständehausgebäude nicht. Aber es wäre zu wünschen, dass mit dem Festakt zur Erinnerung an die Übergabe des Gebäudes vor 200 Jahren die Bedeutung dieser Erinnerungsstätte nicht nur badischer, sondern deutscher Demokratiegeschichte wieder ins Bewusstsein rückte.

Marthamaria Drützler-Heilgeist, FR

Fingerhüte

Es ist zur schönen Tradition geworden, in der letzten Vitrine im Gang zwischen Verwaltungstrakt und Haus III des Wohnstifts Rüppurr den BewohnerInnen kleine interessante Kostbarkeiten, Bücher und Raritäten vorzustellen. Unser Mitbewohner Martin Achtnich arrangiert sie immer wieder mit viel Engagement, herzlichen Dank dafür!

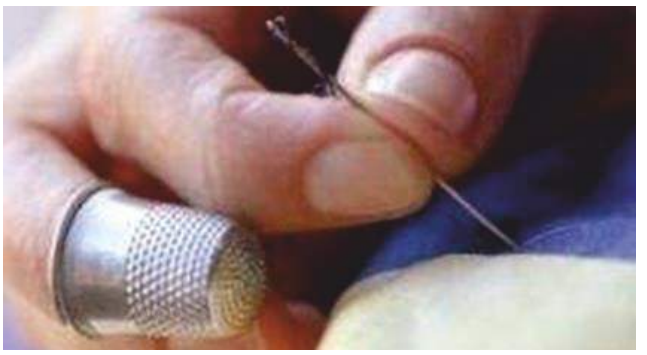
„On Top" – silberne Fingerhüte, Wirtschaftsgut und Sammelobjekt

In den Monaten Juni/Juli/August waren es silberne Fingerhüte und damit zusammenhängende Utensilien aus meinem Besitz, die zur Ausstellung kamen – Überbleibsel einer vergangenen Zeit und Kultur, die einerseits handwerkliches Geschick, Kunstfertigkeit, technische Entwicklungen, Handelsverflechtungen bis hin zur Industriespionage, andererseits den Einfluss von Symbolik, künstlerischen Stilrichtungen, Mode, Geschmack und persönlichen Vorlieben aufzeigen, sie bilden Geschichte und Kultur im Kleinen ab.
Ausgelöst wurde das Sammeln ausgerechnet von Fingerhüten durch meine Reiselust. Auf einer unserer vielen Reisen nach Großbritannien (dort gibt es übrigens besonders viele FingerhutsammlerInnen/"digitabulists") stieß ich in Derbyshire auf die idealen Erinnerungsstücke: Fingerhüte.

Fingerhüte aus der Gegend von Castleton/Peak District/U.K. mit dort gewonnenem „Blue John"-Flußspat

Das erinnerte mich an Schulzeiten, Fach Heimatkunde: Ich stamme aus Iserlohn (bedeutet Eisenwald) im Sauerland, das bereits in frühen Zeiten bekannt war für viel Wald (Holzkohle), viel Wasser (zum Antreiben von „Hämmern" und „Mühlen"), Vorkommen von leicht abzubauendem Rasen-Eisenerz und in Iserlohn auch von Galmei (Zinkerze). Da lag historisch die Kleineisenindustrie und damit die Fertigung von Nähnadeln und in der Folge Fingerhüten nah. Sie sind klein, leicht (ca. 3 - 12 g), beständig, relativ günstig in Anschaffung und „Haltung", sie sind voll funktionstüchtig, behalten ihren Wert, sind nützlich und kein Tand.

Der Fingerhut ist ein Werkzeug, das von der Vergangenheit bis zur Gegenwart Verwendung fand und findet, meist als Erleichterung des Durchdringens von Nähgut mit einer Nadel beim Sticken und Nähen mit der Hand.



Nähen mit dem Fingerhut

Wie Ausgrabungen in Wladimir östlich von Moskau belegen, wurden wahrscheinlich bereits im Cro-Magnon (30.000 v. Chr.) fingerhutähnliche Drückhilfen aus Knochen beim Nähen benutzt.
Die Materialien, aus denen die Fingerhüte hergestellt wurden, änderten sich mit der Zeit, auch abhängig von den Zwecken, denen sie dienten: Nähhilfen aus reiner Notwendigkeit sich zu kleiden, Liebesgaben (von denen manchmal der Überlieferung nach die unteren Ränder abgesägt und als Eheringe verwendet wurden) und Erinnerungsstücke/Prestigeobjekte beim „Nähkränzchen" .... Nach und nach spielte Metall - wie Bronze, Kupfer, Messing, Zinn, Eisen, Stahl, Aluminium und später vor allem Silber und sogar Gold - die Hauptrolle neben Materialien wie Glas, Porzellan, Bernstein, Horn, Elfenbein, Holz, Leder, Gummi u.ä..

Fingerhüte aus unterschiedlichen Materialien.

So brachten die Römer auf ihrem Siegeszug gen Norden aus Bronze gegossene Fingerhüte mit nach Deutschland. Im 14. Jh. machten z.B. in Köln die Kupfergießer Fingerhüte, im 15. Jh. fügten sie dem Kupfer zinkhaltige Erde hinzu und fanden so eine Art Messing. Allerdings

entstand beim Gießen des neuen gelben Werkstoffs eine derartige Luftverschmutzung, dass die "Gelbgießer" im 15. Jh. die Stadt Köln verlassen und in das Gebiet um Aachen gehen mussten (Man denke an die bekannte Fa. Prym, deren Eigentümer 1642 sogar noch einmal den Ort wechseln mussten, nach Stolberg, weil sie als protestantische Familie im katholischen Aachen die Zunftrechte verloren.).

Ausschnitt aus „Der Fingerhueter"
aus Jost Ammans Ständebuch, 1568

Im 16. Jh. hatte der berühmte Arzt und Alchemist Paracelsus bei einer bedeutenden technischen Neuerung seine Hände im Spiel: 1529 wohnte er in Nürnberg bei einem „Fingerhüter" (So hieß die neue Zunft der Fingerhutmacher mit eigener Handwerksordnung.) und gewann bei Schmelzversuchen mit Galmei reines Zink, das ein form- und dehnbares Messingblech und damit ein Tiefziehen von Fingerhüten ermöglichte. Bis 1763 konnten die Nürnberger ihr Messinggeheimnis bewahren. Ein erster Versuch der Kaiserin Maria Theresia, es durch Spionage zu ergründen, misslang. Dann jedoch gelang es ihr, Fingerhutmeister aus Nürnberg abzuwerben und in Strohwagen aus der Stadt schmuggeln zu lassen. Dies und u.a. die „Erkundung" der Produktion von Fingerhüten nach holländischem bzw. englischem Muster durch den Sohn des Iserlohner Fabrikanten Johann Bernhard von der Becke brachten eine enorme Vereinfachung des Fingerhut-Herstellungsprozesses mit sich und läutete eine Zeitenwende in der Fingerhutherstellung ein: Die industrielle Fertigung und damit die allgemeine Verbreitung des Fingerhuts begann, er gehörte bald in jeden Haushalt, als „Nähwerkzeug" nicht nur von Schneidern, Schustern, Seidenstickern, Näherinnen, sondern auch von Hausfrauen und feinen Damen.

Probleme machte den Fingerhuterzeugern aber immer noch die mühsame und damit teure händische Anbringung der Grübchen/Vertiefungen auf Korpus und/oder Kopf des Fingerhuts, die das Abrutschen der Nadel verhindern sollen. Für dieses Problem fand der Silberschmied J.F. Gabler aus Schorndorf nach jahrelangen Versuchen in den 20er Jahren des 19. Jh. endlich eine Lösung: Er konstruierte eine Maschine, die die Vertiefungen mechanisch einwalzte. Etwa gleichzeitig gelang es seinem Sohn, in Paris hinter das streng geheim gehaltene Verfahren der Feuervergoldung von Fingerhüten zu kommen. „Besuche" bei Konkurrenten im Sauerland erhöhten die Kenntnisse im Umgang mit anderen Metallen als Silber. Diese technischen Neuerungen sicherten der Fa. Gabler im weiteren Verlauf einen immensen Vorsprung vor ihren Mitbewerbern auf dem Markt: Die Produktion bestand aus über 4.000 verschiedenen Silberfingerhüten in 18 verschiedenen Größen. Sieben bis acht Millionen Silberfingerhüte waren ständig auf Lager. In den besten Zeiten wurde jeden Monat ein Eisenbahnwaggon voller Fingerhüte nach Russland geliefert. Um 1900 stellte die Firma Gabler zusammen mit zwei anderen Firmen aus Schorndorf und Schwäbisch Gmünd ca. 85% der Weltproduktion an Fingerhüten her.

Seit bereits im 20. Jh. Kleidung bei weitem mehr gekauft als selbst hergestellt und auch weniger repariert wird, hat die praktische Bedeutung und Unverzichtbarkeit des Fingerhuts stark abgenommen. Stattdessen weisen die Mäntel der Fingerhüte immer mehr Verzierungen wie Gravuren, ziselierte Muster, Reliefierungen, Emaillierungen, handgemalte Blumen- und Tiermotive, galante Szenen auf. Auch sind sie häufig mit kleinen Halbedelsteinen, Perlchen, Vergoldungen geschmückt – sie sind oft richtige Kunstwerke und werden damit ihrer Aufgabe als kleine Aufmerksamkeit oder Erinnerungsgabe - oder auch als sammelwürdige Objekte - mehr als gerecht. Dazu gehört auch, dass inzwischen die Köpfe besonders der silbernen und goldenen Fingerhüte gern mit Halbedelstein-Cabochons, ersatzweise mit bunten Glasköpfen, besetzt werden – dies ist allerdings mit Sicherheit auch der Tatsache geschuldet, dass die härteren Stahl-Näh- und Sticknadeln die weicheren Silber- oder Gold-Abschlussplatten der Fingerhüte bei Druck durchstoßen und den Finger schmerzhaft verletzen können.

Manche ZeitgenossInnen mögen inzwischen bei dem Wort „Fingerhut" sogar eher an eine wunderschöne, aber giftige Waldpflanze denken, deren Wirkstoffe in der Herzmedizin Verwendung finden, als an den Nähhelfer. Immerhin erhielt diese Blume in Deutschland den Namen „Fingerhut" (lat. Digitalis) nach ihm.

Dipl.-Psych. Ute Schmidt-Brasse, RR

Reflexionen
Unfertige Gedanken über das Staunen

Das kleine Staunen

Unsere Tochter war vielleicht drei Jahre alt. Wir fuhren mit ihr in den Basler Zoo, um ihr Tiere die sie aus Bilderbüchern kannte, lebend zu zeigen. Was es da alles zu staunen gab! Als wir schließlich vor dem Elefantengehege standen, hatte aber unsere Tochter keine Augen für die großen Tiere; sie saß stattdessen am Boden und betrachtete fasziniert die Wege der Ameisen. Das Kleine, Übersehene am Boden war für sie noch interessanter als das Imposante.

Staunen können wie Kinder! Wenn es in der Bibel heißt „Wenn ihr nicht werdet wie die Kinder", bedeutet das nicht: Kind bleiben, sondern: Kind werden. Es ist ein Ziel: sich daraufhin entwickeln, wieder einfach zu werden, empfänglich für das Kleine, Übersehene und doch Erstaunliche. Werden wie die Kinder: Dass wir als Erwachsene wieder lernen, uns zu wundern.

Ich nenne es das „kleine Staunen". Der Dichter Kurt Marti nannte es „die Wiederentdeckung des täglichen Wunders, das Außerordentliche des Selbstverständlichen, die Heiligung des Banalen …"

Das große Staunen

Dann aber geschieht da und dort auch nicht Alltägliches. Seltene Erfahrungen, bei denen uns ein Anblick, ein Erleben überwältigt und ergreift: der Blick ins Universum in einer sternklaren Nacht, der Blick auf die Gipfel der Bergwelt, das unaufhörliche Rauschen der Wellen am weiten Meer; wenn ich ein Neugeborenes im Arm halte oder den letzten Atemzug eines Menschen miterlebe. Etwas „Erhabenes", das erhebt, etwas Majestätisches oder Gewaltiges oder Überwältigendes, Ehrfurcht Weckendes, das mich berührt, bei dem ich spüre: Da ist etwas Großes, und ich bin klein und doch gewürdigt, das zu erleben. Erfahrungen, bei denen es den Rücken runterrieselt. Aber auch Erfahrungen, die unheimlich sind, erschüttern, erschrecken, schmerzen, durcheinanderbringen, können dazu gehören.

Im Meer, manchmal auch im Chaos des mehr oder weniger Überschaubaren, Begreifbaren und Unbegreiflichen, Alltäglichen und Banalen: Inseln, in denen uns „das Andere" berührt.

Natürlich sind nicht „die Natur", das Meer, der Berg, der Kosmos, Geborenwerden majestätisch, erhaben – aber ihr Erleben löst im Menschen ein ehrfürchtiges Gefühl aus; weil in jedem Menschen die Fähigkeit angelegt ist, tiefere oder höhere Wirklichkeit zu ahnen, ein „Mehr als ich". Walter Dirks sprach einmal von „überraschenden Stromstößen, die unser Herz zuweilen erreichen". Was Staunen – das kleine und das große – auslöst, mag bei unterschiedlichen Menschen unterschiedlich sein, aber jeder hat ein Organ dafür.

Die alten Griechen schon sagten, staunen sei der Anfang der Philosophie. Aristoteles meinte, die Verwunderung treibe den Menschen zum Philosophieren, dränge zur Erkenntnis. Im Staunen würden wir erkennen, wie wenig der Mensch weiß.
Je genauer das Leben untersucht wird, desto mehr bietet es Anlass zu staunen. Auch fortschreitende wissenschaftliche Erkenntnis muss nicht das Wunder entzaubern, sie kann eher beitragen, das Staunen zu vergrößern.

Was ich zu beschreiben versuchte, ist ein anderes Erleben als die Überraschungen des „kleinen Staunens": Die Ehrfurcht vor dem, was größer ist als wir, was wir nicht herstellen und berechnen können, worüber wir nicht verfügen, was wir in einem tieferen Sinn nicht begreifen können.

Gehört es zum großen oder zum kleinen Staunen, wenn ich über mich selber staune? Das mag ja nicht bei jedem der Fall sein. Aber ich kann noch die Straße und die Stelle benennen, an der mich als kleinem Buben blitzartig ein großes Staunen überkam darüber, dass es mich gibt. Dass ich bin – bin!
(Und für uns alte Menschen: Das Staunen, dass es mich noch gibt. Noch.)
Ich finde mein Leben vor als etwas, was ich mir nicht selbst gegeben habe. Wenn das kein Grund zum Staunen ist! Mein Leben ist mir geschenkt und anvertraut. Die unbesonnene Selbstverständlichkeit des eigenen Daseins, die abgeschlossene Diesseitigkeit wandelt sich. Wie kann ich mit meinem Leben dem Wunder meines Daseins entsprechen?

Das kleine und das große O

Die Lautgestalt des Staunens ist das O. In welch unterschiedlichen Tonlagen kann das gesprochen, gerufen werden! Staunend, begeistert, bedauernd, geseufzt, erschüttert, erschrocken… O – dass sozusagen der Mund offen stehen bleibt und vor Staunen nicht zugeht: Ooo…!

Die Sprache der exakten, sachlichen, rationalen Beschreibung ist wichtig. Aber wir brauchen ebenso die andere Sprache, die O sagen kann, die sich wundern und staunen kann, die sagen kann: O Gott! O wie schön! O wie schrecklich!

Im griechischen Alphabet gibt es zwei o, das kleine o, o-mikron genannt, und das große O, O-mega genannt. Wir kennen diese Bezeichnungen nicht nur vom leidvoll bekannten Omikron-Virus oder von der Omega-Fettsäure.

Das kleine o, das Omikron ist der Form nach geschlossen und dem Laut nach kurz, steht für das, was wir – früher oder später – beherrschen und einkreisen können. Wie das kleine Staunen der Überraschung, das kindliche Staunen des Wunderns, bevor wir es kennenlernen und oft auch erklären können.

Das große O, das Omega, lang gesprochen, der letzte Buchstabe des griechischen Alphabeths, ist unten offen, der Kreis öffnet sich, ist offen für Überwältigendes, Unerklärliches, auch für Unverhofftes, Überraschendes; für das, was wir nicht kennen, nicht wissen, nicht im Griff haben. Es ist wie das große Staunen: Da ist immer noch mehr!

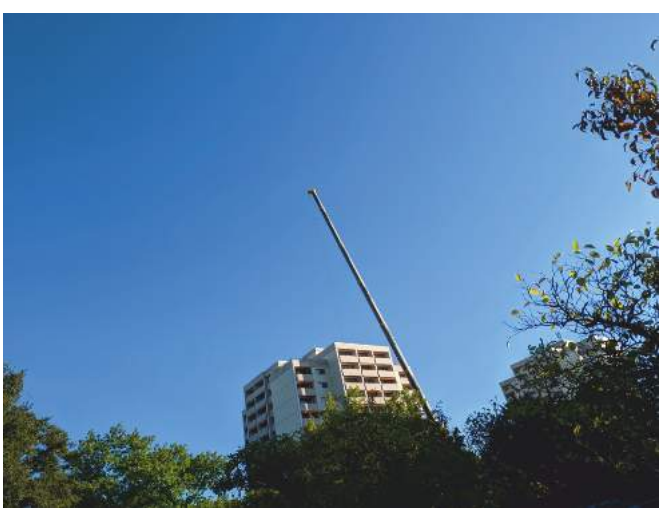
Omega auf dem Wandteppich in der ökumenischen Kapelle in der Residenz Rüppurr

Der Schriftsteller Arne Rautenberg sagte in einem Interview: „Ich verstehe auch nicht, warum ich auf der Welt bin. Doch ich habe gelernt, die Welt als Wunder zu begreifen Es gibt helle und dunkle Wunder … Mit dem Staunen beginnt oftmals erst die lustvolle Auseinandersetzung, die einen weiterbringt."

Martin Achtnich, RR

* * *

Baufortschritt der Aufzüge in Rüppurr



Der Aufzugbau in der Residenz Rüppurr geht wie geplant schnell voran. In der Kalenderwoche 38 wurden mit einem 500-Tonnen-Kran aus Frankreich die Aufzugteile für Haus I gestellt. In Millimeterarbeit wurde ein Teil des Aufzugschachtes nach dem anderen über Haus I gehoben und dann vorsichtig am endgültigen Platz abgesetzt.

In der nächsten Ausgabe (Ausgabe 54) erscheint wieder ein vollständiger Artikel über den Baufortschritt.

Die Redaktion

Aus dem Leben einer Mitbewohnerin

Schnell wie Wasser
rinnt die Zeit

Länder schwimmen
Manche gehen unter

Dort gibt es Krieg
Hier atmet
noch ein Weilchen
der Frieden

Diese Zeilen der jüdischen Lyrikerin Rose Ausländer könnten über der bewegten und bewegenden Lebensgeschichte von Evelyne Rapoport-Nachmann stehen, die gekennzeichnet ist von Tapferkeit und Lebensmut.

Herkunft und Kindheit

Ihre Großeltern flohen Anfang des 20. Jahrhunderts vor den Pogromen gegen jüdische Bürger von Russland nach Paris.
Während der Naziherrschaft wurden sie von der französischen Polizei verhaftet, nach Auschwitz transportiert und dort ermordet.

Ihre beiden Eltern sind in Paris geboren und aufgewachsen.

Der Vater, Armand Rapoport, gründete eine Kette von Lichtspieltheatern. Für die Schwestern Evelyne (geb. 1935) und Danielle (geb. 1938) waren die Kinovorstellungen Anregung und Vergnügen.

Kriegsjahre

Den Krieg überstand die Mutter mit beiden Töchtern, die getauft wurden, ab 1943 unter falschem Namen in einem Kloster in Limoux. Währenddessen überlebte der Vater die Zeit im Widerstand (Résistance).

Nachkriegszeit und Leben in Karlsruhe

Nach dem Krieg lebte die Familie in Toulouse und Nancy, später in Straßburg, wo der Vater wieder Lichtspieltheater aufbaute.
Evelyne besuchte das Wirtschaftsgymnasium und absolvierte eine Banklehre, während ihre Schwester Danielle Rapoport an der Sorbonne Psychologie studierte und heute eine der angesehensten Psychologinnen Frankreichs ist.

Evelyne Rapoport arbeitete bei einer Bank und lernte Werner Nachmann, ihren späteren Ehemann kennen. 1955 heirateten sie in der provisorischen jüdischen Synagoge in der Herrenstraße in Karlsruhe. Sie lebten zu der Zeit in der Bismarckstraße.

Nach mehreren Fehlgeburten kam 1961 Sohn Richard zur Welt, der 1965 an einem Asthmaanfall verstarb. 1970 wurde die Ehe geschieden und Evelyne zog nach Neureut-Heide.

Sie arbeitete zwei Jahre sehr erfolgreich in der Praxis von Prof. Dr. O. Fettig, wo sie alle Ordner digitalisierte.

Durch Zufall kam sie, bedingt durch Französisch als ihre Muttersprache, zu L´Oreal. Dort wurde sie Sekretärin von Herbert Jansen und übernahm später die Leitung des Aufbaus der Versandzentrale in Hagsfeld. Bis 1998, zu ihrer Pensionierung mit 63 Jahren, war sie als Controllerin tätig

.

Sport als Lebenselixier

Eine wichtige Rolle in ihrem Leben spielte immer der Sport. Schon ihr Vater war ein hervorragender Tennisspieler gewesen. Sie selbst begann mit 12 Jahren in Straßburg Tennis zu spielen. Dabei kamen ihr die Kontakte zum Europarat zugute. Durch ihre Teilnahme an der „Französischen Meisterschaft für Schreibmaschine“ bekam sie die Möglichkeit, Reden auf Französisch zu schreiben und die Tennisanlagen neben dem Europaratsgebäude zu nutzen.

In Karlsruhe engagierte sie sich, zusammen mit dem damals künftigen Oberbürgermeister Prof. Dr. Gerhard Seiler und den späteren Bürgermeistern Harald Denecken und Martin Lenz, im Vorstand des KTV 1846, dem ältesten Sportverein Deutschlands.

1981 bekam sie die Goldene Medaille der Stadt Karlsruhe für besondere Verdienste um den Sport und im Jahr 2000 verlieh ihr Ministerpräsident Erwin Teufel die Ehrennadel des Landes Baden-Württemberg für langjährige Verdienste im Ehrenamt.

Umzug ins Wohnstift

2005, mit 70 Jahren, übersiedelte sie ins Wohnstift Rüppurr. Sie organisierte ab 2010 eine wöchentliche Zusammenkunft: Jeden Montag traf sich ein Kreis von Interessierten aus dem Wohnstift und aus Rüppurr, um über Themen aus Politik, Wirtschaft, Wissenschaft und Gesellschaft in französischer Sprache zu diskutieren. Minutiös und akribisch bereitete sie die Treffen vor und leitete die lebhaften und interessanten Diskussionen, bis die Coronapandemie das Engagement leider beendete.

Ein Bild
Ein Wort
Musik
Wir schaffen Wunder
Schnell wie Wasser
rinnt dein Leben

Sabine Nitsche, RR

Abdruck des Gedichtes von Rose Ausländer mit freundlicher Genehmigung der Rose Ausländer Gesellschaft

v. l. n. r.: Evelyne und Werner Nachmann, die Eltern Rapoport, die Eltern Nachmann und im Vordergrund Oma Herta Homburger

FächerCafé

Was gibt es Schöneres, als am Nachmittag bei einem leckeren frisch gerösteten Kaffee und einem Stück Küchen vom Bäcker nebenan zu sitzen? Eigentlich nichts. Zudem trifft man im Café immer wieder nette Nachbarn. Es sei denn, das Café hat geschlossen. So sah es auch Ende 2021 aus. Unsere Pächterin Eva Sterczl offenbarte uns das Ende ihrer Pacht. Nach acht Jahren der partnerschaftlichen Kooperation sollte es nun zu Ende sein. Allerdings erst, wenn eine Nachfolgeregelung getroffen ist.

Die Zeit lief und die Frage stand jetzt im Raum, ob das Café erneut verpachtet oder aber von der FächerResidenz in Eigenregie betrieben werden sollte. Die ungewisse Situation für Gastronomen sowie die jüngste Vergangenheit dieser Branche erschwerte die Suche nach einer erneuten externen Lösung, und als sich dann die Personalsituation im Service der FächerResidenz zu bessern schien, entschloss sich die Geschäftsleitung zur Weiterführung des Cafés mit eigenem Personal. Dann ging alles recht schnell: Die Karte samt Preisen wurde überarbeitet und angepasst, die Zulieferer informiert. die Registrierkasse programmiert und die Personaleinsatzpläne koordiniert.

Leider musste der Übergabetermin aber aus verwaltungstechnischen und organisatorischen Gründen vom Mai auf den Juni 2022 verschoben werden. Deshalb erfolgte auch erst kurzfristig die öffentliche Ankündigung.

Mit Frau Sterczl wurde ein Angestelltenverhältnis vereinbart, somit konnten die Erfahrung und auch die Gastlichkeit aus der bisherigen Selbständigkeit mit übernommen werden. Am 30.05.2022 lud Frau Sterczl alle ihre treuesten Besucher nochmals zu einem feierlichen Abschied ein und bewirtete ein - fast - letztes Mal ihre Gäste. In einer bewegenden Rede ließ sie nochmals die letzten Jahre Revue passieren.

Mit einem weinenden, aber auch einem lachenden Auge freut sie sich auf eine neue Herausforderung mit neuen Kollegen. Auch schenkte sie der FächerResidenz ein jederzeit spielbereites und nicht nur zur Dekoration bestimmtes Klavier, welches also in Zukunft auch weiterhin integraler Bestandteil des Cafés ist. Bespieler dürfen auch spontan und unvermittelt ihre Musikkunst zum Besten geben. Am 31.05.2022 öffnete Frau Sterczl dann ein letztes Mal ihr eigenes Café. Nach der Inventur, Übernahme der Bestände sowie Dekorationsmaterialien und der Übergabe des Ladengeschäfts eröffnete das Wohnstift Karlsruhe sein FächerCafé am 01.06.2022 mit der Angestellten Eva Sterczl. Zu ihr gesellen sich jetzt Margot Tomalla und Dusanka Tomic als tatkräftige Verstärkungen und bilden das neue Team. Das Café steht nun zwar unter neuer Leitung, aber weiterhin mit dem gleichen Ziel, seine Gäste mit frischen Kaffeearomen und lokalen Konditoreispezialitäten gastfreundlich zu verwöhnen.

Alexander von Sondern, Hausleiter FR

Der Buddler mit den Grabschaufeln

Nichts kann viele Menschen so sehr ärgern wie ein Maulwurfhaufen auf der Wiese ihres Gartens oder dem Rasen eines Parks. Dabei bekommen sie den Maulwurf, den eigentlichen Verursacher, so gut wie nie zu sehen. Schon Konfuzius soll gesagt haben: Die Menschen stolpern nicht über Berge, sondern über Maulwurfshügel.
Der Maulwurf gehört zu den kleinsten Säugetieren, die immer auf Nahrungssuche sind und besonders gern in humusreiche Böden ihre Gänge graben. Sie legen dort Vorratslager an, in denen sie tote Regenwürmer sammeln. Ihre Hauptnahrung besteht aber vorwiegend aus Insekten, Larven, Schnecken und den ganz besonders von den Gärtnern gefürchteten Engerlingen.

Der Maulwurf ist ein Einzelgänger, wird etwa zwölf bis sechzehn cm groß und wiegt um die 128 Gramm Die seitlich ausgerichteten Vorderfüße haben lange Krallen, mit denen er im Untergrund seine Gänge gräbt. Mit seinem Rüssel schiebt er das überschüssige Erdmaterial nach oben, und schon entstehen die nicht gern gesehenen Maulwurfhügel. Er bevorzugt gesunde Böden mit einer intakten Insektenwelt. Er erreicht ein Alter von drei bis sechs Jahren, wenn er nicht vorher seinen Feinden wie Füchsen, Eulen, Raben oder den Menschen zum Opfer fällt. In alten Büchern wird immer behauptet, der Maulwurf sei blind. Gut sehen kann er mit Sicherheit nicht, denn er hat sehr kleine zurückgebildete Augen, die in dem dichten Fell verschwinden. Auch sein Gehörsinn ist wenig ausgeprägt, dafür sind sein Geruchssinn und sein Tastsinn hervorragend.

In der Regel bekommt er nach einer Tragezeit von vier Wochen vier bis sechs Junge. Das Nest befindet sich meist unter dem größten Maulwurfshügel und ist mit trockenen Blättern und Moos für den Nachwuchs vorbereitet.
Wenig bekannt ist, dass der Maulwurf zu den Schichtarbeitern gehört: Er gräbt vier Stunden, jagt vier Stunden und schläft vier Stunden. Jede Schicht wiederholt sich zwei Mal am Tag.
Noch vor 50 Jahren lohnte sich die Jagd auf Maulwürfe finanziell. In der Homöopathie wurden die Leute, welche die kleinen Buddler tot oder lebendig in großen Säcken brachten, gut bezahlt. Dort wurde deren Fell bearbeitet, vermahlen und Potenzmitteln hinzugefügt.
Früher war sein grauschwarzes, samtiges Fell im Kürschnerhandwerk sehr begehrt. Noch in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts wurde sein dichtes Winterfell zu Jacken und Mänteln verarbeitet. Im Volksglauben galt die Regel: Wer sein Geld in einem Maulwurfsbeutel aufbewahrt, dem geht es niemals aus.

Die Kampfmitttel gegen den kleinen Buddler waren zahlreich und vielfältig: Gärtner, Bauern und die chemische Industrie erfanden laufend neue Dinge, um den Maulwurf zu vernichten. Bis auf Giftköder blieben die meisten erfolglos. Ganz gleich, ob man mit Petroleum getränkte Lappen, Karbid, Buttersäure, Salzlake von Heringen, Mottenkugeln, Eierschalen oder Zweige von Stechpalmen in den Ausgang legte, der Verfolgte legte kurzerhand neue Gänge an. Auch in unserem Park befinden sich noch vereinzelt Metallstäbe, die unter dem Handelsnamen „Maulwurfschreck“ verkauft werden. Mit ihrer Hilfe per Ultraschall sollen die kleinen Erdarbeiter vertrieben werden.

Zum Glück für das kleine Säugetier wurde zu seinem Schutz ein Gesetz erlassen. Man darf ihn weder stören noch töten, und mittlerweile gibt es viele Menschen, die darauf achten und sich sogar über seine Anwesenheit freuen; denn seine Tätigkeit zeigt uns, dass die Böden gesund sind. Bei der Bekämpfung von Schädlingen wie zum Beispiel Engerlingen und Schnecken gehört er zu den Nützlingen im Garten.
Nicht unerwähnt sollte der berühmte Maulwurf „Pauli“ aus dem Fernsehen bleiben. Jungen Zuschauern erklärte er ohne Worte, sondern nur mit seiner Mimik die Welt. Als Kuscheltier machte „Pauli“ in vielen Kinderzimmern Karriere.

Bei Maulwurfshügeln auf dem Rasen in unserem Park sollte man gelassen bleiben. Wenn der Maulwurf das Gebiet verlassen hat, werden die Haufen in den Rasen verharkt und nach einigen Wochen wachsen an der Stelle Gänseblümchen, Scharbockskraut, Hirtentäschel und Gras. Nach geraumer Zeit und ehe man sich versieht ist alles wieder grün.

Ingeborg Niekrawietz FR

Im Wohnstift lebt man länger....

Diese Überschrift steht für eine Marketingaussage unseres Vereins. Allerdings ist diese Aussage nicht nur ein so dahingesagtes Werbemittel, sondern ist nachweisbar. Die Bewohner unserer beiden Residenzen leben ca. 7 Jahre länger als die statistischen Daten der regulären Sterbetafel aussagen. Konkretere Zahlen für die Altersstruktur unserer Bewohner haben Sie vermutlich bereits dem Vorwort entnommen.

Woran liegt das nun? Das beruht im Wesentlichen auf dem Konzept des Wohnstiftes. Wir werden werktäglich mit frischen Lebensmitteln beliefert und können unsere Bewohner daher an jedem Tag mit vitaminreichem und abwechslungsreichem Essen versorgen. Jeder gesunde Bewohner soll sich mindestens einmal am Tag entsprechend anziehen und den Speisesaal aufsuchen, und schon diese Bewegung trägt dazu bei, länger fit zu bleiben. Zudem beugt das Essen in der Gemeinschaft der Vereinsamung vor.

Wer Gemeinschaft sucht, findet sie bei Veranstaltungen im Haus und gemeinsamen Fahrten. Ein Café bietet einen angenehmen Treffpunkt, verschiedene Kurse wie z. B. für Gedächtnistraining können in Anspruch genommen werden, und für eigene Initiativen der Bewohner wie z. B. Spielgruppen oder Literaturkränzchen stehen entsprechende Räume zur Verfügung.

Außerdem haben die Bewohner das Gefühl der Sicherheit in Notfällen, denn an der Rezeption ist rund um die Uhr jemand erreichbar. Ebenso stehen ausgebildete Ersthelfer an 24 Stunden täglich bereit, um bei Bedarf direkt vor Ort zu helfen.

Dieses Konzept haben sich die Gründer des Wohnstiftes schon 1970 überlegt, bis heute zeigt sich, dass diese Entscheidung richtig war: Im Jahre 2022 konnten 3 Bewohnerinnen ihren 100. Geburtstag feiern. Im nächsten Jahr erwarten dann weitere 7 Bewohner dieses runde Jubiläum. 3 Bewohnerinnen und ein Bewohner durften in diesem Jahr bereits ihren 101. Geburtstag feiern. Diese Geburtstage wurden entweder im großen oder kleinen Rahmen gefeiert, je nach Wunsch der Betroffenen. Ein Beispiel hierfür zeigen die nachfolgenden Bilder.

Wolfgang Pflüger, Direktor

Auch das ist Russland

Ab 1990 lebte das Ehepaar Hermann und Else Zwecker bis zu ihrem Tod in der Residenz Rüppurr. Hermann Zwecker, 1908-1992, gehörte zu denen, die die schlimmen Erlebnisse in Krieg und Kriegsgefangenschaft nicht verdrängten, verschwiegen oder zum Anlass für Bitterkeit nahmen. Ganz bewusst versuchte er das Erfahrene fruchtbar zu machen für neue Anfänge, für ein neues Verhältnis zu denen, die „Feinde" waren.

Als er mit angeschlagener Gesundheit nach fast fünf Jahren russischer Kriegsgefangenschaft zurückkam, sagte er: Die lange Leidenszeit und die schlimmen und die schönen Erfahrungen dieser Zeit müssen einen Sinn gehabt haben. Siebzehn Mal fuhr das Ehepaar Zwecker in die Sowjetunion: Spurensuche, Hilfsaktionen, Begegnungen – bei Russen und bei Russlanddeutschen.

Er berichtete darüber in dem kleinen Buch „Russland hat mein Leben geprägt. Aus Feinden wurden Freunde". Die Berichte sind alle vor dem Ende des Eisernen Vorhangs geschrieben; vieles hat sich seitdem weiterentwickelt – nach hoffnungsvoller und nach bitterer Seite. Manches ist überholt. Nicht aber ist überholt, was Hermann Zwecker von dem schrieb, wozu wir Menschen im Schlechten und im Guten fähig sind.

Die folgende Erzählung Hermann Zweckers aus der Zeit seiner russischen Kriegsgefangenschaft hat insgeheim etwas mit Weihnachten zu tun. Nicht, weil die Hauptperson Maria heißt, sondern weil sie vom Licht im Dunkel berichtet, von Menschlichkeit in unmenschlichen Verhältnissen, vom Frieden zwischen den Menschen.

Martin Achtnich, RR

Das Seidentuch

Vor mir auf meinem Schreibtisch: ein seidenes Halstuch, brüchig und verwaschen, aber hoch in Ehren gehalten. Seine Geschichte will ich erzählen:

Müde und traurig stapften wir, ein kleiner Trupp Gefangener, durch die winterkalten Straßen einer russischen Stadt. Wir hatten wieder einen aus dem Lager hinausgetragen und in die gefrorene Erde gelegt. Der hatte es gut, der hatte keinen Hunger mehr. Wer wird der Nächste sein?
„Meint die uns?", fragte einer der Dahintrottenden. Alle sehen in Richtung seiner ausgestreckten Hand eine Frau hinter einem niedrigen Fenster winken. Die Zeichensprache ist international und wird verstanden. Bald sitzen die hungrigen und frierenden Gefangenen in dem kleinen Raum hinter dem Fenster, und in den Tellern dampft die Suppe. Feine Porzellanteller, silberne Löffel, ein weißes Tischtuch – die Gefangenen staunen.
„Ist alles noch von früher", erklärt Mütterchen Maria. Ob sie auf die Gefangenen gewartet habe? „Ja, ich warte immer auf Menschen, die meine Hilfe brauchen."
Und sie wartete. Von nun an stand sie fast jedes Mal an ihrem Fenster und winkte, wenn das traurige Kommando von einer Beerdigung zurückkam. Aber bald lagen keine silbernen Löffel mehr auf dem Tisch, bald fehlte auch das feine Porzellan, dann stand ein Schrank nicht mehr an seinem Platz, und eines Tages fehlte auch das Bett in der Stube von Mütterchen Maria.
„Was ist denn geschehen? Ziehen Sie aus, Babuschka?", fragen wir, die wieder eine kräftige Suppe bekommen hatten.
„Ach nein, wo sollte ich schon hin?"
„Wo ist denn Ihr Schrank und das Bett?" „Das hab ich verkauft."
„Wo schlafen Sie denn jetzt?"
„Da, auf der Ofenbank", sagt das Mütterchen ganz selbstverständlich.
„Müssen Sie Schulden bezahlen?", wollen die Gefangenen wissen.
„Ach nein."
„Aber, warum verkaufen Sie all diese Dinge, die man so nötig braucht?"
Sie schaut uns groß an. „Woher soll ich denn das Geld nehmen, damit ich euch wieder Brot und Kartoffeln kaufen kann?"
Das war Mütterchen Maria.

Hustend, frierend und vom Fieber geschüttelt kam ich einmal in ihre Stube, um mich aufzuwärmen. Da kramt sie unter dem Heiligenbild in der Ecke in einer Schublade, kommt dann mit einem feinen Seidentuch zurück.
„Noch von früher", sagt sie.
Sicher hat sie die Kostbarkeit lange gehütet und selten benutzt. Und jetzt nötigt sie mir das Beste

auf, was sie hat, mir, dem fremden Kriegsgefangenen. Ich wehre mich, das Tuch zu nehmen – nein, ich kann es nicht annehmen.
„Es ist doch gefährlich für Sie, uns, den Fremden immer zu helfen, wir können es Ihnen nie vergelten", versuche ich abzulenken. „Warum tun Sie das?"
Da drückt sie mir mit einer Geste, die keine Widerrede duldet, das Halstuch in die Hand und sagt leise: „Radi Christa!" Um Christi willen!
Jahre hindurch hat mir das Geschenk der Liebe in den langen russischen Wintermonaten Wärme und Geborgenheit gegeben. Aber das gute Mütterchen Maria wusste es nicht, denn bald nach jenen Tagen kam ich in ein anderes Lager, und nie mehr konnte ich ein „Vergelt's Gott" sagen.
Zwanzig Jahre lang dachte ich an all die Mütterchen in Russland. Und in jeder orthodoxen Kirche, in die ich kam, in Athen, Sofia, Jerusalem und Belgrad zündete ich eine Kerze an als stillen Dank für Mütterchen Maria.

Und dann kam der Tag, an dem ich wieder auf russischem Boden stand, wohlversehen mit einem gültigen Reisepass und einem offiziellen Visum. Im Kloster Sagorsk, diesem religiösen Mittelpunkt des alten und neuen Russland, sah ich sie wieder, die Mütterchen mit ihren guten Gesichtern – sie leben noch, sie werden leben, solange Russland lebt. Und plötzlich taucht die lang vergessene Adresse wieder auf, ja, ganz genau, Straße, Hausnummer, alles ist wieder da, und ich sitze im Hotel in Moskau und schreibe an Mütterchen Maria, weit im Innern Russlands. Ich erzähle ihr von meinem Ergehen und sage ihr Dank.
Und der Brief kommt an.
Ein halbes Jahr später halte ich die Antwort in der Hand und kann es kaum fassen: Mutter Maria lebt noch! Sie schreibt mir, dem ehemaligen Kriegsgefangenen, in einem altertümlichen Russisch: „Teurer Freund, wenn es erlaubt ist, Sie so zu nennen, ich bin tief gerührt, dass Sie sich meiner erinnern ... Ja, ich gedenke noch jener Zeit. Gar sehr freue ich mich, dass Sie wieder bei Ihrer Familie sind. Ich bin jetzt ganz allein und alt, aber dass Sie mir schreiben, macht mich glücklich." Und ganz am Ende des Briefes stand noch ein Nachwort: „Schreiben Sie mir bald wieder!"
Dieser Aufforderung hätte es nicht bedurft. Natürlich schrieb ich wieder, aber dem ersten Brief aus Deutschland lag das schönste Seidenhalstuch bei, das ich im besten Geschäft der Stadt Karlsruhe finden konnte.

Drei Jahre nach jenem ersten Brief kam eine Nachricht von Mütterchen Maria. Ein Todesfall in der Familie hatte ihr Leben verändert. Sie wohnt jetzt nicht mehr im Innern Russlands, sondern musste in einer großen Stadt eine Arbeit übernehmen. „Jetzt können Sie mich doch besuchen, wie sehr würde ich mich freuen", so endet ihr Brief.
Das wäre ja möglich ... Wir beraten und planen, verzichten auf einen Urlaub im sonnigen Süden und fahren nach Russland. Wir, das sage ich mit großer Freude. Denn meine Frau, die so lange Jahre auf meine Heimkehr aus der Gefangenschaft warten musste, soll das Mütterchen kennen lernen, dem ich so viel zu verdanken habe.

Wie groß ist diese Stadt! Es ist nicht leicht, die Straße zu finden. Wir suchen in der langen Straße die Häuser ab.
Da kommt sie uns entgegen. Das blaue Seidentuch aus Deutschland trägt sie als Erkennungszeichen. Es wäre nicht nötig gewesen, ich erkannte sie sofort.
Sie hatte auf uns gewartet, und es war gut so, denn nie hätten wir ihre Wohnung ohne Hilfe gefunden. Hinterhaus, vier Treppen hoch, und was für Treppen! Dann öffnete sie uns ihre Wohnung: ein enges Stübchen, das gerade Platz hat für Bett, Tisch und Stuhl. Was braucht sie mehr? Doch, ja, etwas braucht sie noch: Der Tür gegenüber hängen nach altrussischer Sitte die Ikonen, und das Lämpchen davor brennt wie in jenen Tagen des Hungers und Sterbens, als ich Mütterchen Maria kennen lernte. Damals, als die Zukunft so dunkel vor uns lag, war mir dies kleine Licht oft ein tröstlicher Schein. Jetzt stehen wir drei – zwei deutsche Touristen und eine alte russische Frau – vor diesem Licht und erleben einen Augenblick des Friedens, der höher ist als alle Vernunft.

Aber dann müssen wir uns an den kleinen Tisch setzen. Das Mütterchen ist glücklich, Gäste zu haben, und trägt auf, was sie für uns bereitet hat. Ich sehe ihre liebevolle Geschäftigkeit, wie sie selbstverständlich teures Obst und kostbare Delikatessen auf den Tisch stellt. Und wieder möchte ich wehren – wie damals – und sagen, das dürfen Sie nicht tun, es ist zu viel. Sicher hat sie ihre ganzen Spargroschen dafür gegeben. Ich sage nichts, denn ich weiß, dass sie im Schenken keine Grenzen kennt. Maria oder Martha? Man kann das Mütterchen nicht ansehen, ohne an das Evangelium zu denken.
Als wir spät von ihr Abschied nehmen und ins Hotel zurückgehen, fällt mir ein Satz ein, den ich irgendwo in einer Biografie gelesen habe: „Ein Heiliger ist ein Mensch, durch den es anderen leichter wird, an Gott zu glauben."

Hermann Zwecker

Gedenk-Stele in der Residenz Rüppurr

Grundgedanke

In der Zeit des Zusammenlebens in unserem Haus entwickeln sich vielfältige Verbindungen untereinander. Umso irritierender ist es, wenn ein Mitbewohner verstirbt, den man gekannt hat, ohne dass man die Möglichkeit hat, davon zu erfahren. Da wir ein Wohnstift für betagte Bürger sind, darf das Thema Sterben nicht ausgeklammert werden. Wie in vielen anderen Seniorenhäusern ist nun auch bei uns ein Ort des Gedenkens eingerichtet worden. Die Inspiration zur äußeren Form unserer Stele kam von den sogenannten „Seelenampeln" auf alten Friedhöfen. Die Totenleuchte wird auch als Armenseelenleuchte oder Seelenlicht bezeichnet.

An der Rezeption wird vor einem Bild von Hieronymus Bosch eine elektrische Kerze brennen zum Zeichen, dass ein Mitbewohner verstorben ist. Vor dem Eingang zur Kapelle (beim Café) ist die Gedenk-Stele errichtet, an der die verstorbene Person vorgestellt wird. In einem öffentlich zugänglichen Kondolenzbuch gibt es die Möglichkeit, ein Wort, ein Gedenken oder einen Gruß einzutragen. Nach angemessener Zeit wird dies den Angehörigenzugestellt.

Unsere Gedenk-Stele in der Residenz Rüppurr

Totenleuchte (Infos siehe Quellenangaben S. 23)

Das Bild unserer Gedenk-Stele „Aufstieg der Seligen"...

... ist Teil eines Gemäldes von Hieronymus Bosch, das zwischen 1505 und 1515 entstanden ist. Es befindet sich in der Galleria dell'Academia in Venedig.

Was ist darauf zu entdecken?

Das Zentralste ist wohl die blaue Lichtröhre, die teleskopartig auf einen strahlenden Lichtpunkt hinführt. Noch außerhalb dieses „Tunnels", am rechten unteren Rand, ist eine Person zu sehen mit erhobenen Händen, die von einer Engelsgestalt in Richtung des Lichtkanals geradezu

Hinweis mit Kerze zur Gedenk-Stele an der Rezeption der Residenz Rüppurr

gedrängt wird. (Sterben ist unausweichlich!) In einer zweiten Pose befindet sich dieses Paar dann am Eingang des Weges. An dessen Ende, im strahlenden Licht, kommt eine helle Gestalt entgegen, als wolle sie den Ankommenden empfangen. Interessant ist die Wandlung unserer Person: Unten, noch im schwarzen, unerlösten Bereich des Todes erhebt sie hilfesuchend (oder auch erstaunt?) die Arme und Hände. Sowohl die schwarze Farbe wie auch die Nacktheit der Figur sind Chiffren des Todes: Blöße, Verletzlichkeit, bar aller Statussymbole. Wenn sie aber mehr und mehr ins Licht gelangt, bekommt die Gestalt die Haltung der Anbetung, Verehrung: Die Hände sind gefaltet, die Knie gebeugt. Auch der Engel hat seine Verwandlung: Gleicht er unten als finsterer Geselle eher noch einem Dämon, wortwörtlich einem Todesengel – wird er, je mehr er in den Bereich der Strahlen kommt, zu einer Lichtgestalt. Jetzt trägt er sogar einen prachtvollen (liturgischen?) Mantel. Er „schiebt" seinen Gefährten nicht mehr, er geleitet ihn.

Angebot einer Deutung

Die Sehnsucht alles Sterblichen geht hin zur Begegnung mit Licht und Wärme. Auch wenn der Lichttunnel mit seiner gesteigerten Blaufärbung eine bestimmte Kälte vermittelt (es geht ja immerhin um den Prozess des Sterbens), so steht am Ende doch ein warmes goldenes Licht. Und das Zentrale darin ist nicht eine beeindruckende Goldfläche unpersönlicher Art, sondern eine Person! Ich treffe im Tod nicht auf etwas, sondern begegne jemandem! Wenn „Transzendenz" („Übersteigung" des Irdischen: dieser Welt, des Sichtbaren, Erfahrbaren, Mess- und Wägbaren) eine Rolle spielt, dann ist das die Hoffnung der meisten Philosophien und Religionen: Eine nie endende beglückende Begegnung mit dem Lebendigen. Ob jemand seinem Gott begegnen will oder auch „nur" seine geliebten Verwandten wiedersehen möchte, das liegt dann in der Grundhaltung des Einzelnen.

Interessant ist, daß unser Bild von Bosch in einzigartiger Weise widerspiegelt, was heutige Menschen mit sogenannten „Nah-Tod-Erfahrungen" berichten: Wenn sie von ihrem Sterben (z. B. bei einem Unfall) erzählen, sprechen sie unabhängig von Alter, Geschlecht, Kultur oder Religion von einer beseligenden Begegnung in Licht und Wärme, manchmal auch von Farben und Musik. Manche, die solches erlebt haben, sind sogar unglücklich darüber, daß sie reanimiert wurden – also in dieses dunkle Erdenleben zurückkehren mussten. Jedenfalls sprechen alle einmütig davon, dass sie zukünftig keine Angst mehr vor dem Tod haben!

Unser Bild ist ein Bild des Trostes und der Hoffnung

Die Person außerhalb im Dunkel ist dieselbe wie die im Lichtweg. Ihre Identität bleibt auch im Wandel des Todes erhalten. ICH begegne im unzugänglichen Licht dem, der die scheinbar skandalöse Wanderung durch diese Todesschlucht – so leidvoll sie ist – zur „Straße des Lebens" macht. Wer immer ich auch bin: Ich falle nicht ins Leere – ich werde erwartet. Das ist die Botschaft, die Hieronymus Bosch in seinem Bild vermittelt.

Das symbolisiert letztlich auch das Licht auf der Stele, selbst wenn es nur ein künstlicher Ersatz ist.

Der Bewohnerbeirat als Initiator wünscht unserer Gedenkstätte, dass sie im Sinne eines pietätvollen Andenkens zum Stil unseres Hauses beiträgt.

Helmut Körner, RR

Wir gratulieren zum Geburtstag ...

im Oktober 2022

Kurt Neuhold	96 Jahre	RR
Margit Rössel	96 Jahre	RR
Gertrud Sonnenburg	96 Jahre	FR
Johann Watzlawek	90 Jahre	RR

im November 2022

Hans Bauer	99 Jahre	RR
Gerda Bell	96 Jahre	RR
Eva Maria Hartmann-Brugier	90 Jahre	RR
Franz Mesch	90 Jahre	RR

im Dezember 2022

Elisabeth Burkart	101 Jahre	RR
Gisela Schuler	99 Jahre	RR
Maria Künzel	98 Jahre	RR
Elise Stichling	98 Jahre	RR
Inge Zetzmann	95 Jahre	RR
Karl Heinz Adams	90 Jahre	RR
Christiane Girndt	90 Jahre	RR

Manchen wundert's, liest er hier der Jubilare
hohe Zahl der Lebensjahre.
Hier wird nämlich nur genannt,
wer 90 und ab 95 ist bekannt.
Doch viele andre, die an Lebensjahr'n darunter sind,
ebenfalls an ihr'm Geburtstag munter sind.

... und begrüßen neue Bewohner

Dieter und Helga Alexander	RR	Franziska Joachim	RR
Brigitte Bührle-Pomme	RR	Dieter Keil	RR
Margarete Ehnis	RR	Brigitte Marth	FR
Margarete Eichmann	RR	Klaus-Dieter und Margrit Nusch	RR
Hannelore Hellfeld	FR	Roswitha Raiff	RR
Harald Hennhöfer	RR	Dr. Jürgen Tepel	FR
Susanne Hoof	RR	Hannelore Wiederspahn	RR

Blätter im Herbst

Blätter im Herbst sind wie lose Falter,
taumeln herab von des Baumes Ast,
So wie das Leben sich neigt im Alter,
da alle Tage verlieren die Hast.

Blätter im Herbst sind wie leise Flammen,
lodernd verglühn, wenn die Liebe erlischt.
Falln von der Höhe in sich dann zusammen
Eh sie der Sturm von der Straße gewischt.

Blätter im Herbst sind wie müde Hände,
haschen noch mal nach des Lebens Traum
sinken dann leis an die leeren Wände,
doch ihre Spuren bemerkt man kaum.

Blätter im Herbst sind wie wehe Gedanken,
an einen Sommer, ein Jahr voller Glück.
An eine Sehnsucht, die einst ohne Schranken,
heut bleibt davon nur ein Schatten zurück.

Eva Jurowietz, FR

* * *

Lesetipp
Saša Stanišić: Herkunft

Saša Stanišić wurde 1978 in Višegrad (damals Jugoslawien, heute Bosnien-Herzegowina) geboren. 1992 flüchteten seine Eltern mit ihm während des Jugoslawienkrieges nach Deutschland. Ohne Deutschkenntnisse wurde er in Heidelberg eingeschult und musste sich mit dem fremden Leben hier zurechtfinden. Da er sehr sprachbegabt ist, lernte er rasch die deutsche Sprache. Nach dem Abitur studierte er sogar Germanistik und begann zu schreiben. Die Bücher schrieb er auf Deutsch, sie wurden mit verschiedenen Preisen ausgezeichnet und in andere Sprachen übersetzt. „Herkunft“ erhielt 2019 den Deutschen Buchpreis.

„Herkunft“ ist ein Buch über die Familie in Višegrad, in Sarajevo, aber auch über das dörfliche Leben der großmütterlichen Familie in Bosnien-Herzegowina. Und es beschreibt das sehr schwere Leben in Deutschland, einem völlig fremden Land, mit Glück und Pech.

Es ist ein Buch über Nationalismus und Separatismus in Europa, die zu einem Krieg führten, der viele Menschen zur Flucht trieb. Es ist aber auch ein Buch voller Lebensfreude und Hoffnung. Es ist ein schönes Beispiel dafür, was unsere wunderbare deutsche Sprache vermag.

Das Buch ist bei btb als Taschenbuch für
12 Euro zu haben:
ISBN: 978-3-442-71970-9

Barbara Baur, RR

Wie alles anfing ...
Eine Geschichte rund um die Karl Friedrich-, Leopold- und Sophien-Stiftung

Der Gründervater der Stiftung hieß Wilhelm Christian Griesbach. Er wurde am 8. April 1772 als Sohn von Johann Christian und Henriette Salome Griesbach in Karlsruhe geboren und verstarb am 16. April 1838 in Karlsruhe.

Sein Vater, Johann Christian Griesbach, war ein Beamter in markgräflichen Diensten und ein erfolgreicher Tabakhändler.
Wilhelm C. Griesbach besuchte bis zu seinem 15. Lebensjahr das Bismarck-Gymnasium in Karlsruhe, auf dem unter anderem schon Johann Gottfried Tulla und Friedrich Weinbrenner die Schulbank gedrückt hatten.
Direkt danach folgte eine kaufmännische Lehre in der Tabakfabrik, die bereits seit 1767 existierte, und in der sein Vater seit 1782 Teilhaber war.

Wilhelm C. Griesbach übernahm im Jahre 1794 den Geschäftsanteil seines Vaters und war ab 1802 alleiniger Besitzer der Tabakfabrik Griesbach. Die Fabrik und die Anzahl ihrer Arbeiter wuchs stetig an, und so beschäftigte Griesbach schon im Jahre 1815 insgesamt 50 Arbeiter. Er schuf somit eines der größten Karlsruher Unternehmen seiner Zeit. Er besaß zudem noch eine Ziegenlederfabrik in Rüppurr und eine Tabak- und Ölmühle in Ettlingen und wurde so zu einem der reichsten Bürger der Stadt Karlsruhe.
Er heiratete insgesamt zweimal. Seine erste Ehe im Jahre 1800 mit Julie Wielandt wurde mit drei Kindern, die zweite Ehe mit Julia Friederike Griesbach, geb. Katz, ebenfalls mit drei Kindern gesegnet.

Im Jahre 1809 wurde Griesbach in direkter Wahl von den Bürgern der Stadt zum Bürgermeister gewählt und nach der Eingemeindung von Klein-Karlsruhe 1812 zum ersten Karlsruher Oberbürgermeister ernannt.
Dies wurde nach französischem Vorbild eingeführt. Nur der erste Bürgermeister von Karlsruhe, Johannes Sembach, wurde im Jahre 1718 von insgesamt 55 Bürgern der Stadt schon so gewählt. Griesbachs Amtszeit endete im Jahre 1816.

Vor ihm hatten seit der Stadtgründung im Jahre 1715 insgesamt dreizehn Bürgermeister das Amt inne. Seit 1812 bis in die heutige Zeit regierten in Karlsruhe bislang zwanzig Oberbürgermeister. Der bereits seit 2013 amtierende Oberbürgermeister Dr. Frank Mentrup ist Schirmherr der KFLS-Stiftung.

Wilhelm Christian Griesbach war aber nicht nur Bürgermeister und Abgeordneter der Ständeversammlung, sondern auch als Unternehmer erfolgreich. Bereits 1813 tat er sich mit 37 Karlsruher Kaufleuten zusammen und gründete die „vereinigte Handelsstube". Daraus entstand die heutige Industrie- und Handelskammer (IHK).

Was die Entstehung der KFLS-Stiftung betrifft, so hat Griesbach bereits am 3. Dezember 1820 im „Intelligenz- und Wochenblatt" an die Wohlhabenden und Gönner der Stadt appelliert, seinen Vorschlag zum Bau eines „Pfründner- und Armenhauses" für alte, gebrechliche oder arbeitsunfähige Personen finanziell durch einen Fonds zu unterstützen. Sogenannte Pfründner nannte man auch Pensionäre in Spitälern, die sich durch Einbringen eines Legats eine dauernde Unterkunft und Pflege gesichert hatten. Er ist somit Initiator der Stiftung.

Seine Idee: Man könne das gestiftete Geld mit Zins vermehren und den Zins dem Kapital hinzufügen. Er selbst ging damals mit gutem Beispiel voran und stiftete 500 Gulden, die sich bis 1829 auf ca. 900 Gulden erhöhten. Durch Zugang von Spenden und Zinsen wuchs der Fonds bald auf 1.911 Gulden an.

Die Planungen schritten voran, und der Stadtrat beschloss, den Regierungsantritt von Großherzog Leopold im Frühjahr 1830 zu nutzen, die geplante Anstalt als „Leopold- und Sophien-Stiftung" ins Leben zu rufen.

Das Großherzogliche Paar war mit der Stiftung unter ihrem Namen einverstanden und spendete 4.000 Gulden sowie den Baugrund am Mühlburger Tor. Großherzog Leopold äußerte jedoch den Wunsch, den Namen seines Vaters, Karl Friedrich, voranzusetzen.

Die Stadt spendete noch weitere 5.000 Gulden „anstatt schenner Festivitäten", die zum Amtsantritt des Fürsten normalerweise üblich waren.
Als sich der Fonds durch unzählige weitere Spenden bis 1830 auf 30.000 Gulden erhöhte,

wurde die Architektenschaft zum Einreichen von Bauplänen aufgefordert.
Der Entwurf des Architekten und Baudirektoren Ludwig Friedrich Theodor Fischer wurde am Ende ausgeführt, und am 15. Mai 1833 war das Haus bezugsfertig.
Es war zuerst nur für 12 Pfründner und 24 Arme konzipiert. Es gab Wohnräume, getrennte Speisesäle, einen gemeinsamen Betsaal, Sitzungszimmer der Verwaltung und getrennte Badkammern.
Nach mehreren Umbauten und Aufstockungen in den Jahren 1861-1863 wurde das Gebäude erweitert. So konnten in den 1890er-Jahren 95 und nach 1900 schon über 100 Personen in der Einrichtung leben.

Im Laufe des 2. Weltkrieges wurden die Bewohner nach Flehingen evakuiert, und die Einrichtung wurde vollständig zerstört. Erst nach 1950 konnten die ersten Bewohner in das neue Haus in der Blumenstraße zurückkehren. 1964 erfolgte ein weiterer Neubau in der Sophienstraße. Dieses Haus wurde nach dem Gründer der Stiftung Wilhelm Christian Griesbach benannt.
Unter dem Dach der Karl Friedrich-, Leopold- und Sophien-Stiftung wurden danach noch sieben weitere Häuser, den unterschiedlichen Bedürfnissen entsprechend, erbaut.

Im Jahre 1966 wurde das Kunigunde-Fischer-Haus in der Sophienstraße und 1968 dann das Wilhelmine-Lübke-Haus in der Trierer Straße, Nordweststadt, erbaut. Sie bieten Senioren ein selbstbestimmtes Leben mit Unterstützung bei Bedarf durch Kooperationspartner. Das 1972 in der Raiherwiesenstraße in Durlach entstandene Markgrafen-Stift ist für betreutes Wohnen konzipiert und hat einen eigenen Ambulanten Hausdienst. Weitere Häuser folgten 1975 mit dem Heinz-Schuchmann-Haus in Rintheim und 1987 mit dem Johann-Volm-Haus, welche das gleiche Konzept wie die oben genannten Häuser haben. Im Johann-Volm-Haus können Senioren mit Wohnberechtigungsschein ihren Lebensabend genießen, ebenso im 2001 entstandenen Seniorenzentrum Neureut.

Das im Jahre 2012 zuletzt eröffnete Seniorenzentrum Kirchfeld rundet das Ganze mit einer stationären Pflege ab. Die Karl Friedrich-, Leopold- und Sophienstiftung ist bis heute dem eigentlichen Stiftungszweck treu geblieben:
der Betreuung von älteren und pflegebedürftigen Menschen.

Kerstin Wonneberg-Pavisic,
Redaktion des Markgrafen-Journals
im Markgrafen-Stift Durlach

Mehr Informationen über die KFLS-Stiftung finden Sie auf der Webseite der Stiftung unter:
https://kfls-karlsruhe.de/

Literaturquellen:
Literatur (Oberbürgermeister)
Ernst Otto Bräunche: Oberbürgermeister und Bürgermeister, in: 200 Jahre kommunale Selbstverwaltung - Erfolgsgeschichte und Zukunftsmodell, Stuttgart 2008, S. 68-77 (= Festschrift zur Hauptversammlung des Städtetages Baden-Württemberg am 23. Oktober 2008 in Baden-Baden); Manfred Koch: Karlsruher Chronik. Stadtgeschichte in Daten, Bildern, Analysen, Karlsruhe 1993 (= Veröffentlichungen des Karlsruher Stadtarchivs Bd. 14)
https://www.karlsruhe.de/b1/stadtgeschichte/literatur/stadtarchiv/HF_sections/content/ZZmoP8rgLfNoyL/Karlsruher%20Chronik.pdf
Quelle Griesbach: StadtAK 7/Nl 1/Griesbach.
Literatur: Susanne Asche: Bildung, Wirtschaft und Politik: der erste Karlsruher Oberbürgermeister Christian Griesbach (1772-1838) als Vertreter des neuen Bürgertums, in: Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins (ZGO) 144, 1996, S. 355-379.
Quellen KFLS
Katja Förster GLA 206/2975, 236/5428.
Literatur: http://www.kfls-karlsruhe.de); Karlsruher Adressbücher 1833-1965 https://digital.blb-karlsruhe.de/Drucke/topic/view/485648 (Zugriff am 27. Dezember 2020); Falko Lehmann: Friedrich Theodor Fischer (1803-1867). Architekt im Großherzogtum Baden, [Diss. Univ. Heidelberg, 1984], Horb am Neckar 1988, S. 31, 83 f. (= Studien zur Bauforschung Nr. 15, hrsg. von der Koldewey-Gesellschaft 1987).

Tag der offenen Tür in der stationären Pflege im 2. OG in der Residenz Rüppurr nach abgeschlossener Renovierung

Am Donnerstag, 14. Juli, konnten die Bewohner der Residenz Rüppurr die neu renovierte Pflegestation im 2. OG besichtigen. Dieses Angebot wurde von vielen dankend angenommen. Die Mitarbeitenden beantworteten alle anfallenden Fragen und führten durch die Räumlichkeiten. Der hell und freundlich gestaltete Wohnbereich hinterließ einen sehr positiven Eindruck bei den Interessierten.

Alle Bewohnerzimmer wurden mit neuem Mobiliar (Pflegebett und Nachttisch sowie eine Sitzgarnitur und Schränke) ausgestattet. Sie verfügen über ein eigenes Bad mit Toilette und Dusche sowie einer Klimaanlage. Selbstverständlich können bei Einzug auch eigene Möbel mitgebracht werden.

Der Aufenthaltsbereich wurde ebenfalls komplett erneuert und vergrößert, sodass reichlich Platz zum Verweilen zur Verfügung steht. Im Gemeinschaftsraum werden neben den Mahlzeiten auch verschiedene Aktivierungsangebote angeboten Derzeit stehen 24 Pflegeplätze in der Residenz Rüppurr zur Verfügung. Weitere Fragen beantworten Ihnen gern unsere Pflegedienstleitung Rolf Müller unter der Durchwahl -760 und das Pflegeteam.

Christoph A. Zajontz-Wittek, Heimleitung

* * *

Impressum
Herausgeber:
Wohnstift Karlsruhe e. V.
Erlenweg 2, 76199 Karlsruhe
V.i.S.d.P.: Wolfgang Pflüger
Gestaltung:
Adam Weiß, Christoph A. Zajontz-Wittek

Redaktion:
Martin Achtnich, RR
Werner Backhaus, RR
Marthamaria Drützler-Heilgeist, FR
Ingeborg Niekrawietz, FR
Ingrid Rumpf, FR

Kontaktdaten & Legende:
0721 / 8801-0
0721 / 8801-580
@ info@wohnstift-karlsruhe.de
www.wohnstift-karlsruhe.de
RR = Residenz Rüppurr
FR = FächerResidenz

Bildnachweise:
Seite 1: Frontansicht FächerResidenz
Seite 6: Dipl.-Psych. Ute Schmidt-Brasse
Seite 9: (links) adobe Stock #306724171 von leszekglasner, (rechts) Martin Achtnich, RR
Seite 10-11: Evelyne Rapoport-Nachmann/Angehörige
Seite 12: Hans-Jaochim Alexander, FR
Seite 13: Pixabay #13298 von Breeki
Seite 14: Hans-Joachim Alexander, FR
Seite 17: (rechts) Totenleuchte Friedhof Pfarrkirche Heiliger Georg, Köttmannsdorf, Kärnten © Johann Jaritz - Wikipedia CC BY-SA 3.0 AT
Seite 19: Pixabay #2323461 von 8926
Seite 20: Pixabay #1658813 von Deedster, pixabay #482678 von stux
Adobe Stock #277073455 von Omarok1, Buchcover btb Verlag
Seite 24: Haus I, Residenz Rüppurr
Alle weiteren Bilder sind intern aufgenommen/lizenziert/gemeinfrei

Hinweis zum Allgemeinen Gleichbehandlungsgesetz (AGG):
Wir halten uns selbstverständlich an das geltende Allgemeine Gleichbehandlungsgesetz (AGG). Die Texte auf in diesem Heft liegen größtenteils in der männlichen Form der Ansprache vor. Wir verwenden die männliche Form aus Gründen der Lesbarkeit ausschließlich als geschlechtsneutrale Formulierung und frei von jeglicher Form der Ungleichstellung. Vielen Dank für Ihr Verständnis.

@ info@wohnstift-karlsruhe.de
www.wohnstift-karlsruhe.de